d/wibi/F WIB1df - 29.01.2010 10:00:33 - anja.schmitt
Cyan Magenta Gelb Schwarz

d/wibi/F WIB1df - 29.01.2010 10:00:33
Cyan Magenta Gelb Schwarz

Sonderschule nur als Ausnahme

Neues Gutachten stützt Rechte behinderter Schüler

Von Katja Irle

Ein neues Rechtsgutachten könnte das Ende für die Sonderschulen in Deutschland bedeuten. „Das Recht auf die Regelschule gilt für behinderte Kinder ab sofort“, stellt der Völkerrechtler Eibe Riedel von der Universität Mannheim in seiner Untersuchung fest. Auftraggeber waren der Sozialverband Deutschland (SOVD) und der Elternverband „Gemeinsam leben – Gemeinsam lernen“.

Nach der UN-Behindertenkonvention, die seit Frühjahr 2009 auch für Deutschland gilt, habe jedes behinderte Kind sofort Anspruch darauf, in einer allgemeinen Schule unterrichtet zu werden – und zwar unabhängig von anders lautenden Schulgesetzen in den Bundesländern, urteilt der renommierte Wissenschaftler. Zu ähnlichen Ergebnissen waren zuvor auch schon andere Rechtsgutachter gekommen. Doch obwohl die UN-Konvention bereits seit fast einem Jahr in Kraft ist, reagieren die Bundesländer nur langsam auf die neue Rechtslage. Allerdings haben Eltern, die sich gerichtlich gegen die Abschiebung auf eine Förderschule wehren, durch die UN-Konvention deutlich bessere Chancen. Auch die Kultusministerkonferenz befasst sich mit dem Thema. Eine generelle Lösung ist jedoch bislang nicht in Sicht.

Eltern fordern gemeinsamen Unterricht

Betroffen sind in Deutschland rund 400 000 Schülerinnen und Schüler, die derzeit von der Regelschule ausgeschlossen bleiben. Laut Elterninitiative „Gemeinsam leben“ werden allein in Hessen jedes Jahr mehr als 200 Kinder gegen ihren und den Willen ihrer Eltern in Sonderschulen eingewiesen. „Das entspricht der Besetzung einer zweizügigen Grundschule“, so die Bundesvorsitzende der Arbeitsgemeinschaft, Camilla Dawletschin-Linder.

Im internationalen Vergleich, vor allem mit Blick auf die skandinavischen Länder, hinkt Deutschland mit einer Integrationsquote von 15,7 Prozent weit hinterher. Die meisten Förderschüler hat Mecklenburg-Vorpommern, wo es überdurchschnittlich viele Kinder mit Lernbehinderungen gibt. Die Landesregierung kündigte diese Woche an, diese Gruppe ab dem nächsten Schuljahr in der regulären Grundschule oder aber in „Diagnoseförderklassen“ zu unterrichten. Auch in anderen Bundesländern gibt es Bemühungen.

Elternverbänden reicht das aber bei Weitem nicht aus. Sie fordern eine „inklusive Bildung“ für alle, also den gemeinsamen Unterricht von behinderten und nicht behinderten Kindern als Regel, nicht als Ausnahme. Nach dem neuen Gutachten müssten Eltern „eine Zuweisung zur Sonderschule gegen ihren Willen nicht länger dulden“, so Camilla Dawletschin-Linder.

Aufbruch zu den Wurzeln Immer mehr Deutschtürken suchen am Bosporus ihr berufliches Glück, weil ihre Fähigkeiten dort eher anerkannt werden.

Ich zeig’s euch!

Isabel Sievers über erfolgreiche Migranten

Frau Sievers, vielen ist das vielleicht gar nicht bewusst, aber auch zahlreiche Kinder aus Migrantenfamilien machen in Deutschland Abitur. Was unterscheidet sie von jenen, die keinen guten Schulabschluss schaffen?
Das lässt sich so pauschal gar nicht sagen …

… nicht einmal in dem Sinne, dass sie aus bildungsbewussten Elternhäusern kommen?
Nein. Natürlich spielt das Elternhaus eine große Rolle. Aber es gibt auch erfolgreiche Migranten, deren Eltern sich kaum gekümmert haben oder kümmern konnten. Und solche, die als einzige unter vielen Geschwistern Erfolg haben. Fast alle sagen allerdings: Irgendjemand habe an sie geglaubt und habe sie besonders gefördert. Das kann die Nachbarin wie der große Bruder gewesen sein. Immer wieder waren es Lehrer – von denen wir häufig aber auch das Gegenteil gehört haben.

Nämlich?
Viele erleben Lehrer als Verhinderer schulischen Erfolgs – zum Beispiel, weil sie ihnen von einem Besuch des Gymnasiums abgeraten haben. Glücklicherweise aber gibt es eben auch andere. Und die können trotz eines für Migrantenkinder nicht gerade vorteilhaften Schulsystems Einzelnen zu enormen Chancen verhelfen.

Die diese dann mit brennendem Eifer nutzen – weil zuvor nie jemand an sie geglaubt hat?
Ja, das gilt durch die Bank: Erfolgreiche Migranten haben sich mit enormem Ehrgeiz hochgekämpft. Nicht selten hat sie ihr Trotz angetrieben, nach dem Motto: Ich werde es euch zeigen!

Häufig heißt es, Kinder bestimmter Herkunft seien erfolgreicher: Vietnamesen und Iraner etwa.
Ich halte diese Ethnisierung für gefährlich – sie lässt völlig außer Acht, dass Kinder von Iranern in der Regel auch einen ganz anderen sozialen Hintergrund haben als deutschtürkische. Am Ende des Tages hat Bildungserfolg vor allem mit sozialer Herkunft zu tun, nicht mit kultureller.

Bei Ihrer Umfrage unter deutschtürkischen Studierenden fanden Sie viele, für die ein Umzug in die Türkei infrage kommt.
Uns hat sehr überrascht, wie viele sich eine berufliche Zukunft in der Heimat ihrer Eltern vorstellen konnten. Die meisten sind nicht nur in Deutschland geboren. Sie denken auch deutsch.

Warum zieht es sie dann weg?
Viele fühlen sich nicht anerkannt. Sie wissen um ihre Kompetenzen – und sind frustriert, dass sie damit nicht richtig ankommen. Einige sagten uns: „Ich werde in diesem Land nie zur Elite gehören – weil ich Türke bin.“

Warum wollen sie eigentlich in die Türkei und nicht in ein klassisches Einwanderungsland?
Auch Kinder die hier aufgewachsen sind, sind gefühlsmäßig mit der Türkei verbunden. Zudem glauben sie, ihre interkulturellen Kompetenzen dort besonders gut einsetzen zu können.

Sie nennen diese Gruppe „Transmigranten“. Warum?
Weil das häufig verwandte Label „Rückkehrer“ nicht zutrifft – diese Menschen waren in aller Regel bisher nur zum Urlaub in der Türkei. Und weil wir es mit einem völlig neuen Phänomen zu tun haben: Viele Deutschtürken arbeiten in der Türkei und pendeln regelmäßig nach Deutschland.

Können sie sich denn auch eine Rückkehr nach Deutschland vorstellen?
Das ist nicht ausgeschlossen. Viele sind noch nicht auf einen Lebensort festgelegt. Wenn ihnen aus Deutschland ein gutes Angebot gemacht würde, dürften die wenigsten abgeneigt sein.

Interview: Jeannette Goddar

ZUR PERSON

PRIVAT

Isabel Sievers untersucht Lebensläufe erfolgreicher Migranten, insbesondere der zweiten Generation türkischer Zuwanderer.

In einer ersten Studie befragte die Erziehungswissenschaftlerin an der Leibniz-Universität Hannover 2007 türkische Studierende. Überrascht stellte sie fest, dass viele sich auch eine berufliche Zukunft in der Türkei vorstellen konnten. Im Anschluss befragte sie sogenannte „Transmigranten“, Deutschtürken, die in der Türkei arbeiten.

Ihr Buch „Bildungserfolgreiche Transmigranten“, das sie mit Hartmut Griese und Rainer Schulte herausgibt, erscheint im kommenden Mai beim Brandes & Apsel Verlag in Frankfurt am Main.

Hoffnung Istanbul: Obwohl sie die Türkei oft selbst nicht kennen, beginnen Topqualifizierte ein neues Leben in der Ex-Heimat ihrer Eltern. MAURITIUS

Glücklich als Bauleiterin in Izmir

In Deutschland suchte Emine Sahin als Architektin vergeblich einen Job

Von Jeannette Goddar

Dass ihre Heimat ihr fehlt, fällt Emine Sahin vor allem zur Adventszeit auf. Ohne deutsche Lebkuchen und Schoko-Nikoläuse ist so ein Dezember eben nur halb so schön! Und natürlich das gute deutsche Schwarzbrot. „Wer immer mich besuchen kommt, muss welches mitbringen“, erzählt die 36-Jährige und lacht. „Dafür lasse ich jeden Börek stehen.“

Dass die gebürtige Hessin heute in Istanbul lebt, ist ein bisschen dem Zufall geschuldet – vor allem aber auch der Tatsache, dass sie in Deutschland keinen Job bekam. Nach ihrem Architektur-Studium fand sie zwar eine Stelle in Frankfurt, wurde dann aber in ihrer Probezeit krank. Obwohl das gar nicht zulässig sei, habe ihr der Arbeitgeber gekündigt, erzählt sie. Dass der sich gegenüber einer Deutschen ohne türkische Wurzeln anders verhalten hätte, will sie gar nicht behaupten. „Fest steht aber: Ich war meinen Job los – und ich brauchte Erholung.“

Mit einem One-Way-Ticket startete sie zum Elternbesuch in die Türkei. Ihr Vater war nach beinahe 35 Jahren in einer Aschaffenburger Baufirma in Rente gegangen. Jetzt renovierte er das neue Domizil in seiner alten Heimat, freute sich über den Besuch seiner Tochter – und war ganz überrascht, als diese plötzlich mit einem Job nach Hause kam.

Als gelernte Bauzeichnerin und diplomierte Architektin hatte Emine Sahin sich ausgerechnet in der Türkei in einem Männerberuf eine Position erobert, die sie sich in Deutschland immer gewünscht hatte: Sie wurde Bauleiterin in Izmir an der türkischen Westküste. Für weniger Geld als in Deutschland – dafür in einem Job, der sie mehr reizte als alles, was ihr bisher angeboten worden war.

PRIVAT

Emine Sahin ist Bauzeichnerin und Architektin. Derzeit arbeitet sie als Projektentwicklerin in der Türkei.

Inzwischen hat die 36-Jährige schon ihre vierte Stelle in der Heimat ihrer Eltern angetreten: als Projektentwicklerin bei einer internationalen Immobilienfirma. Dass alles rosig ist in der Türkei, kann sie dabei nicht sagen: Ihre Ausbildung, ihre Mehrsprachigkeit, ihre Erfahrung – all das möchte sie auch anständig honoriert bekommen. Der Kampf um ein anständiges Gehalt aber sei auch in der Türkei hart: „Die Arbeitgeber wünschen sich top ausgebildetes Personal, gern aus dem Ausland. Aber angemessen bezahlen wollen sie all das, was wir können, längst nicht immer.“ Die Arbeitswoche umfasst zudem 45 Stunden, der Samstag ist ein Werktag, und der Urlaub beschränkt sich in den ersten fünf Jahren auf gerade einmal 15 Tage.

Dass die Kinder es einmal besser haben sollten, stand in ihrer Familie früh fest. Emines Vater arbeitete seit 1973 als Zimmermann. Geld war immer knapp; ein beruflicher Aufstieg nicht in Sicht. Seinen fünf Kindern sollte es nicht so gehen. „Wenn ihr studieren wollt, studiert ihr“, sagte Sahins Vater immer wieder. In die Disco durfte die junge Emine zwar nicht – „unser Vater achtete immer sehr auf den Ruf der Familie.“ Aber sich auf einen Beruf vorzubereiten, war kein Problem.

Deutsch lernten die Kinder in der Kleinstadt Miltenberg damals noch ganz nebenbei. Nicht einmal türkisches Fernsehen, erinnert sich Sahin, hätte es damals gegeben. Nur samstags um elf sendete das ZDF eine Stunde in türkischer Sprache. „Da saßen dann natürlich alle Mann im Wohnzimmer.“

„In der Türkei haben sie dich gern“

Politikwissenschaftler Nail Alkan machte Hochschulkarriere in Ankara

Von Jeannette Goddar

Sein Abitur verdankt Nail Alkan vor allem einem: seinem Vater. Der nämlich, obwohl nur im Besitz eines Volksschulabschlusses, ließ nicht locker. Und bot all den Lehrern seines Sohnes Paroli, die der festen Überzeugung waren: Ein türkisches Gastarbeiterkind – das gehe doch eines Tages zurück in die Türkei, lerne dort einen Beruf und sei auf einem Bonner Gymnasium völlig falsch aufgehoben. Doch der Vater setzte sich durch – und Sohnemann schaffte 1983 mühelos das Abitur.

In die Türkei zurück, zumindest in diesem Punkt behielten seine Lehrer recht, ging Nail Alkan tatsächlich: Nach dem Studium der Politikwissenschaft, den Doktortitel in der Tasche, nahm er 1994 beinahe den sprichwörtlich ersten Flieger nach Hause.

Hatte das etwas mit den viel zitierten schlechten Berufsaussichten für Geisteswissenschaftler in Deutschland zu tun? „Nein, nein“, sagt Alkan. „Ich wollte immer zurück. Schon als Kind in Bonn habe ich gedacht: In der Türkei, da haben dich alle gern. Alle werden dir helfen. Das war zwar nicht so, aber gegangen bin ich dennoch.“ So fest stand das damals für Alkan, dass er seiner späteren Ehefrau schon beim Kennenlernen sagte: „Dass du es weißt – meine Zukunft liegt in der Türkei.“

Für seinen Traum nahm er zunächst ein Leben ohne Arbeit in Kauf. Lange währte es nicht; nach nur wenigen Monaten bekam der damals gerade einmal 30-Jährige eine Anstellung auf Lebenszeit angeboten: als Assistant Professor an der Universität Ankara. Ob eine so schnelle akademische Karriere auch in Deutschland möglich gewesen wäre? Alkan hat da seine Zweifel. „Schon deutsche Politikwissenschaftler haben es schwer. Für einen Deutschtürken wäre es ganz bestimmt noch schwerer.“

PRIVAT

Nail Alkan arbeitet als Politologe in Ankara und vernetzt Menschen mit deutschtürkischer Vergangenheit.

In Ankara widmete sich der Wissenschaftler zunächst drei Jahre lang der Forschung, bevor er dort Leiter des Zentrums für Europastudien wurde. Bis 2005 reiste er kreuz und quer durch Europa und machte sich unter anderem einen Namen als Experte für Fragen um einen möglichen EU-Beitritt der Türkei.

Heute lehrt und forscht er wieder in Ankara, immer mit Blick nach Deutschland. Er verstehe sich als „Brückenkopf“, sagt Alkan. „Ich lebe in zwei Sprachen. Deutschland ist meine zweite Heimat. Oder meine erste, wie auch immer.“ Immer wieder pendelt er für Vorträge oder Seminare in die Bundesrepublik – doch nie für lange. Als ihm neulich ein Forschungsjahr an der Universität Saarbrücken angeboten wurde, lehnte er ab. „Mein Lebensmittelpunkt liegt in der Türkei. Und das soll so bleiben.“

Weil es viele Rückkehrer wie ihn gibt – nach offiziellen Angaben verließen seit 1960 ganze 2,5 Millionen Türken Deutschland –, hat Alkan einen Verein gegründet: Unter dem Titel „Tandem – für Solidarität und Integration“ vernetzt er bis zu 500 Menschen mit deutschtürkischer Vergangenheit. Verbinden würde sie weit mehr als Anekdoten, erzählt er: „Deutschtürken verstehen mich häufig einfach besser – mit Sprache hat das am wenigsten zu tun.“

Unter denen, die er von Ankara aus zusammenbringt, sind einige, die es ihm nachgemacht haben: Sie forschen heute an Universitäten in Antalya oder Istanbul.

„Das war keine Panikmache“

Experte zum Umgang mit der Schweinegrippe

Herr Professor Schughart, sind Sie wie der Europarat der Ansicht, dass die Weltgesundheitsorganisation (WHO) die Gefahr durch die Schweinegrippe aufgebauscht hat?
Ich finde nicht, dass man der WHO Panikmache vorwerfen kann. Als das neue Virus im April in Mexiko auftauchte und die ersten Menschen starben, gab es zunächst allen Grund zur Besorgnis. Erst später hat man erkannt, dass es sich nicht um einen neuen – und damit besonders gefährlichen – Subtyp eines Influenza-Virus handelt, sondern um eine neue H1N1-Variante, die dem Erreger der saisonalen Grippe ähnelt.

Was ist der Unterschied zwischen einem neuen Subtyp und einer neuen Variante von H1N1?
Das Vogelgrippevirus H5N1 beispielsweise ist ein neuer Subtyp. Es trägt eine Kombination der beiden Proteine Hämagglutinin, kurz H, und Neuraminidase, kurz N, die zuvor nicht im Menschen aufgetreten war. Solche neuen Subtypen können, wenn sie von Mensch zu Mensch übertragbar sind, immer eine schwere Pandemie verursachen. Beim Vogelgrippevirus ist das zum Glück bisher nicht der Fall, da es nur direkt vom Vogel auf den Menschen übertragen werden kann. Das Schweinegrippevirus, das sich jetzt von Mensch zu Mensch ausbreitet, ist hingegen ebenso wie der Erreger der saisonalen Grippe ein Virus vom Subtyp H1N1.

Trotzdem stellte sich heraus, dass praktisch kaum ein Mensch gegen die Schweinegrippe immun war.
Das lag daran, dass die Proteine Hämagglutinin und Neuraminidase beim Schweinegrippe-Virus zwar vom Typ H1 und N1, aber dennoch so verändert sind, dass eine Impfung gegen die saisonale Grippe keinen Schutz bietet. Insofern wäre es unverantwortlich gewesen, keinen Impfstoff gegen die Schweinegrippe zu entwickeln.

Aber zeigte sich nicht schon im Mai in den USA, dass die Krankheit in den meisten Fällen glimpflich verlief?
Es war damals in der Tat zu beobachten, dass die neue Grippe für den Einzelnen längst nicht so gefährlich ist wie die Vogelgrippe, an der im Schnitt jeder zweite Infizierte stirbt. Da es in der Bevölkerung aber keinen Immunschutz gegen den Erreger der Schweinegrippe gibt, kann sich die Krankheit viel leichter ausbreiten als die saisonale Grippe. Insofern war auch mit einer größeren Anzahl von Toten zu rechnen. Man muss immer unterscheiden zwischen der Gefährlichkeit eines Erregers für den Einzelnen und für die Gesamtbevölkerung.

Die rasche Verbreitung veranlasste die WHO im Juni, die Schweinegrippe zur Pandemie zu erklären. Hätte man dafür die Gefährlichkeit des Erregers für den Einzelnen nicht stärker in Betracht ziehen müssen?
Darüber kann und sollte man sicherlich diskutieren. Denn mit dem Ausruf der höchsten Pandemiestufe wurden Pandemiepläne aktiviert, die auf das Auftreten eines neuen Subtyps ausgerichtet waren – und nicht auf eine neue H1N1-Variante.

Was hätte man anders machen können?
Ich denke, in diesem Fall hat man durchaus richtig reagiert. Die Regierungen sind ja in der Pflicht gewesen, ihre Bevölkerung zu schützen. Und ein Impfstoff bietet einfach den besten Schutz vor der Schweinegrippe. Doch für die Zukunft sollte das Sechs-Stufen-System der WHO vielleicht überdacht werden. Oder man müsste für die sechste Stufe einen weiteren Pandemieplan erstellen, der speziell auf die Verbreitung neuer Virenvarianten ausgerichtet ist. Aber eigentlich ist es für eine Bewertung der Situation noch zu früh; wir sollten das Ende der Grippesaison abwarten.

Die Erkrankungszahlen sind jetzt schon rückläufig.
Das kann sich bis März auch noch mal ändern. Außerdem sollten wir eines nicht vergessen: Die Schweinegrippe ist bisher zwar glimpflicher verlaufen als befürchtet, eine harmlose Erkrankung ist sie deswegen aber noch lange nicht. Immerhin sind viele Menschen an ihr gestorben. Und das gesundheitliche Risiko einer Schweinegrippe-Erkrankung ist beträchtlich höher als das einer Impfung. Es scheint jedoch, als sei in den Köpfen vieler Menschen das Gegenteil hängen geblieben.

Was macht ausgerechnet Grippeviren so gefährlich? Könnte die nächste Pandemie nicht auch durch ein ganz anderes Virus hervorgerufen werden?
Sie könnte es, ja. Das hat uns das Beispiel Sars gezeigt. Bei Grippeviren gibt es aber ein riesiges Reservoir in der Tierwelt. Und daraus können immer wieder neue Subtypen hervorgehen. Wir kennen derzeit 16 Hämagglutinin- und neun Neuraminidase-Varianten, aus denen zumindest theoretisch 144 Kombinationen entstehen können. Sehr viele dieser Kombinationen sind bei Vögeln bereits entdeckt worden.

Interview: Anke Brodmerkel

ZUR PERSON

PRIVAT

Professor Klaus Schughart hat Biologie in Kaiserslautern und Köln studiert und leitet seit 2006 die Abteilung Infektionsgenetik am Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung in Braunschweig.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat Schughart zufolge richtig reagiert, als sie im Fall der Schweinegrippe eine Pandemie ausrief. Dennoch müsse man das sechsstufige Pandemie-Warnsystem überdenken, sagt er.

GLOSSE

Live-Doku aus dem OP

Von Frauke Haß

In Abraham Vergheses Roman „Rückkehr nach Missing“ lässt Chirurg Thomas Stone die Mutter der Babys, die alle für seine Söhne halten, zunächst fast verbluten. Dann schickt er sich – aus Trauer über ihren nahenden Tod – an, die Säuglinge im Mutterleib zu zerstückeln. Das liegt daran, dass der sonst redliche Chirurg sich nicht daran erinnern kann, mit der Nonne geschlafen zu haben. Überhaupt erkennt er erst in diesem Moment des nahenden Verlusts, dass er sie liebt. Der Mann steht unter Schock. Er ist allein, er kennt sich mit Geburten nicht aus. Er weiß nicht, was er tun soll.

In Cedar Rapids, im US-Staat Iowa, dokumentierte eine Krankenhaus-Mitarbeiterin kürzlich per Twitter eine dreistündige OP, bei der einer 70-Jährigen die Gebärmutter entfernt wurde. In 300 Kurzmitteilungen stand dann Erhellendes wie: „Lokale Betäubung an der Einstichstelle“, „Jetzt wird der erste Stich angesetzt“. Angeblich soll die Twitterei den Angehörigen, die alles live mitverfolgen können, die Sorge nehmen.

Twittern hilft beim Denken

Das leuchtet ein: „Schweißtropfen auf der Stirn des Chirurgen“, „Noch ein Schweißtropfen auf der Stirn des Chirurgen“, „Ups, Schweißtropfen von der Stirn des Chirurgen im Uterus“, „Chirurg setzt das Skalpell an“, „Hoppla, die Blase geritzt“, „Na, macht nichts, es gibt hervorragende Seniorenwindeln“ – Twittern im OP schafft Transparenz.

Die Deutsche Gesellschaft für Chirurgie findet das gar nicht lustig. Sie behauptet, „Twittern aus dem OP gefährdet die Patientensicherheit“. Angeblich störe es „den reibungslosen Ablauf“. Total kleinkariert ist das. Schließlich sind Chirurgen dafür bekannt, über der blutigen Bauchhöhle ihrer Patienten mit Vorliebe dreckige Witze zu reißen. Die wollen sie bloß nicht mit uns teilen.

Richter sind da offener. Im Gericht wird schließlich schon immer jedes Räuspern protokolliert. Richter haben – meist – nicht mal Angst vor Zuschauern. Wie die Henker im Iran, die sich vom Getwitter der Augenzeugen ja auch nicht von ihrem Tötungsberuf ablenken lassen. Im Bundestag ist Twittern ja ohnehin schon Teil des Berufsbilds.

Und wer weiß, hätte Thomas Stone jeden seiner Gedanken brav getwittert: „Ich liebe diese Frau“, „Ich hasse diese Babys, die sie töten werden“, „Ich weiß nicht, was ich machen soll?“, „Wo ist meine Kollegin Hema, die sich hier auskennt?“, „Ich muss diese Frau von diesen Babys befreien“, vielleicht hätte er aus dem unseligen Teufelskreis seiner mörderischen Gedanken ausbrechen können?

Twittern hilft beim Denken, wussten Sie das nicht? Und wenn das nicht klappen sollte, haben die Angehörigen nachher wenigstens ein prima Dokument, anhand dessen sie den Chirurgen verklagen können. Twittern gefährdet die Patientensicherheit? Pfff.